Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 39

Artikel: Rose im Herbst

Autor: Fallersleben, Hoffmann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647277

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 28. September 1935

Rose im Herbst. Von Hoffmann von Fallersleben.

Im Herbst, erblüht am dunklen Tag,
Steht wieder eine Rose hier;
Ich weiss nicht, was sie denken mag,
Ich sehe nur, sie lächelt dir.

So lächle denn ihr freundlich zu
Und dieses dunklen Tags vergiss,
Und so wie sie, so sei auch du
Trotz deiner Sorg und Kümmernis.

Der Gott, der uns zur Freude schuf,
Hat nicht gedacht an Qual und Leid
Drum sei auch Freude dein Beruf.
Dem lebe heut und allezeit!

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

2

II.

Heilignacht

Funkelnder Kerzenschimmer der heiligen Nacht flutete wie silberne Wellen über die in Andacht gebeugten Häupter der Gläubigen, die in dem dreischiffigen herrlichen Tempel knieten. Ueber die dunkeln Köpfe der Männer ebbte unter der Verwandlung des Brotes und Weines, als sie alle eines Glaubens und Willens sich beugten, eine Kraft zum Bergeversetzen. Und auf der Weiberseite schimmerte das Licht in den silbernen Haarpfeilen der Frauen und Jungfrauen, auf den pfirsichfrischen Gesichtern und den in gläubiger Anbetung verzückten Augen.

Die Altardiener klingelten mit silbernen Schellen. Priester in goldgestickten Gewändern schwangen Weihrauchfässer und der Duft wehte erwärmend und erquickend durch die heiligen Hallen. Der Chor sang zur Orgel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen!" Als der Priester mit der goldenen Monstranz den Segen spendete und das Flimmern edler Steine und das am Kerzenlicht entzündete Blitzen des Goldes die himmlische Gnadenspende auch äußerlich augenscheinlich machte, erfüllte das hohe Schiff ein Rauschen, wie dann, wenn ein Sturm in den Wald fährt. Männer und Frauen warfen sich in der bitterkalten Christnacht über den harten, gefrorenen Steinfließen auf die Knie.

Meinrad Reiherr, der Knabe, faltete die starren Hände. Schöner und anbetungswürdiger als alles deuchte ihn das wundermilde Bild der jungen Mutter Maria. Als der sich aber nach dem Allerheiligsten erhob, rascher als wie viele der Andächtigen, denn es fror ihn gar sehr durch die dünnen Höslein und seine Füße fühlten die harten kalten Schuhe an, als wären sie von hellem, sprödem Eis, wie es in kalten Nächten über die zappelnden Bächlein wächst, da vermeinte der staunende Bub ein paar Armlängen vor sich seine Schwester Regina zu sehen. Und da war ihm auf einmal der Liebreiz der Mutter Marien, das wundervolle Ehre sei Gott in der Höhe und der goldene Kerzenschimmer nichts mehr als vergänglicher Ohrenschmaus und Augenblende. Die Nähe seiner Schwester drang dafür wie ein warmer Strom in sein fröstelndes, zaghaftes Herz und das Gefühl, mit ihr unter einem Dache gebetet und geweilt zu haben, machte ihn, der keinen Fünfer im Sack trug, unsagbar reich.

So waren sie also in der heiligen Nacht zum ersten Male seit jenem furchtbaren Gallustage, da man sie aus dem mutter- und vaterlosen Hause führte und unter fremde Leute brachte, einander nahe. Meinrad war es dazumal gewesen, er sei nun immer und ewig von seiner Schwester geschieden und in seiner Armut sah und fand er kein Mittel und keine Möglichkeit, einen Zustand zu ändern, den ihm eine verlassene Mutlosigkeit zu tragen und zu leiden gebot.

Ihren Vater kannten sie nur nach dem Bilde, das ihnen die Mutter von ihm gezeichnet. Allein, wenn sie von ihm erzählte und sie meinten: nun, nun, endlich, wenn sie noch eine Frage wüßten, stünd er leibhaftig vor ihnen, ein Fürchtelos, er käme und trüge sie aus der Beschwer und Enge ins Leichte hinaus, sie könnten an seiner Gestalt hinaufsehen und an seiner Größe wachsen, begannen ihr Tränen aus den Augen zu fallen und die Stimme versagte ihr den Dienst. Dann fürchteten die Kinder sich, weiter nach dem Vater zu fragen. Die Tränen der Mutter machten den Kindern den Vaternamen zu einer geheimnisvollen Größe, die aber, weit entfernt, ihre Macht der Mutter vererbt hatte. Wenn Meinrad von den Buben, mit denen er zur Schule ging, sobald er einen anfaßte, mit der Drohung